
ZUR ENTSTEHUNG DER
ARBEITSMÄRKTE

Rezension von: George Grantham,
Mary MacKinnon (Hrsg.),
Labour Market Evolution.

The economic history of market
integration, wage flexibility and the
employment relation,
Routledge, London/New York 1994,
322 Seiten, £ 45,-.

Während die Literatur, welche die Industrialisierung – und in jüngerer Zeit die Protoindustrialisierung – zu erklären versucht, unübersehbar ist, läßt sich das von Studien über die Entstehung von Arbeitsmärkten schon viel weniger sagen. Das ist deshalb bemerkenswert, weil die Industrialisierung ohne die Existenz von Arbeitsmärkten unvorstellbar ist.

Nicht, daß es an Beschreibungen der Arbeiterschaft und ihrer sozialen Situation fehlte, selten findet man jedoch Untersuchungen, die sich mit dem Entstehen und Funktionieren des Arbeitsmarktes im engeren Sinne befassen, also damit, wie sich Angebot und Nachfrage nach dem Produktionsfaktor Arbeit entwickelten, danach, wie sich deren Strukturen veränderten.

Dazu liefert der vorliegende Sammelband einen äußerst wertvollen Beitrag.

Grantham (Economic History and the History of Labour Markets) zieht die Grenze zur reinen Ökonomie: "Economists study how given market structures produce specific outcomes. To historians, however, the question is how that structure came to be what it is." In diesem Sinne geht er zunächst der grundsätzlichen Frage nach, ob die Arbeitsmarktinstitutionen durch exogene, technische Veränderungen oder solche individueller Präferenzen be-

stimmt werden, oder umgekehrt. Hierbei weist er auf geographische Externalitäten hin; historische Arbeitsmärkte sind lokal begrenzt und vermitteln ein in seinen Qualifikationen traditionell determiniertes Angebot, welches die technische Entwicklung beeinflussen kann. Das eindrucksvollste Beispiel bieten die USA. Hier führte der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften – die amerikanischen Weißen neigten der Landwirtschaft, selbständiger Tätigkeit und Angestelltenberufen zu – zur Herausbildung einer spezifischen Produktionstechnik, einer weitgehenden Arbeitszerlegung, die später mit dem Ausdruck „Fordismus“ charakterisiert wurde.

Die dadurch bedingte, rasche Ersetzbarkeit der ungelerten Arbeitskräfte, wie auch das Interesse der Ausländer an hohem saisonalen Verdienst, bildete wiederum das Nachfrageverhalten des „hire and fire“ heraus.

Unter diesem Aspekt wechselseitiger Kausalitäten versucht der Autor die Frage zu beantworten, wie der Arbeitsmarkt entstand. Im Mittelalter existierte eine Nachfrage nach familienfremden oder leibeigenen Arbeitskräften lediglich für die Saisonspitzen, also die Ernte in der Landwirtschaft. Diese Nachfrage wurde jedoch von Kleinbauern befriedigt, welche selbst über – wenngleich unzureichendes – Land verfügten. Lohnarbeit brachte nur ein – sehr unsicheres – Zusatz Einkommen.

Aber auch in den frühen Phasen der Industrialisierung erwies sich das Lohneinkommen insofern unstetig, als die Saisonalität der Produktion stark ausgeprägt blieb. Erst durch die eigentliche Industrialisierung vollzog sich die klare – auch räumliche – Trennung von der Landwirtschaft. Die neu entstehenden, industriellen Ballungsräume zogen unselbständig Erwerbstätige mit der Erwartung eines dauernden Lohneinkommens an sich.

Einen hochinteressanten Beitrag vermittelt Jan de Vries (How Did Pre-

Industrial Labour Markets Function?). Er geht in seiner Analyse von dem Reallohnindex aus, den Phelps Brown und Hopkins für englische Baufacharbeiter von 1480 bis 1830 berechnet hatten. Dieser fällt von einem Höhepunkt um 1500 bis 1620, erhöht sich bis 1740 und erreicht einen weiteren Tiefpunkt um 1800. Die Autoren gelangten in der Auswertung dieser Daten zu dem Ergebnis, daß die Nominallöhne rigid waren – die Variationen des Realeinkommens ergaben sich aus den meist demographisch verursachten Veränderungen des Preisniveaus. Qualifikationsbedingte Lohndifferentiale blieben über Jahrhunderte weg konstant.

De Vries berechnete einen ähnlichen Index für Holland und kam zu einem etwas anderen Resultat, das sich vor allem aus dem „Goldenen Zeitalter“ der holländischen Wirtschaft zwischen 1570 und 1650 erklärt. In dieser Phase erfolgten nämlich, trotz enormer Ausweitung des Arbeitskräfteangebots durch Zuwanderung, mehrere Nominalloohnerhöhungen, die Reallohnsteigerungen bewirkten.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die holländische Wirtschaft zu stagnieren begann, zeigten sich die Nominallöhne gleichfalls äußerst rigid – kleinere Anpassungen erfolgten über die Arbeitszeit. Die arbeitslos gewordenen Kräfte flossen jedoch weniger in Bereiche mit geringen Löhnen oder saisonalen Charakters, sondern akzeptierten die Sucharbeitslosigkeit. Es entstand also ein segmentierter Arbeitsmarkt, der einerseits Arbeitslosigkeit, andererseits unbefriedigte Nachfrage hervorrief, wobei letztere durch ausländische Arbeitskräfte gedeckt wurde – ein durchaus modernes Bild.

Pastel-Viney (*The Dis-Integration of Traditional Labour Markets in France: From Agriculture and Industry to Agriculture or Industry*) zeichnet die Entwicklungslinien des prä- und frühindustriellen Arbeitsmarktes zu

jenem der Industriegesellschaft in Frankreich nach. Ersterer ist dadurch gekennzeichnet, daß der einzelne Arbeiter sowohl Industrie- als auch Landarbeit verrichtete. In der Erntezeit wurden in der Landwirtschaft Spitzenlöhne gezahlt, was viele Industriearbeiter veranlaßte, während der Sommermonate in die Landwirtschaft zu wechseln. Viele Industriebetriebe waren daher gezwungen, während dieser Zeit die Produktion einzustellen oder zumindest zu drosseln. Dieser Zustand ging ab 1870 zu Ende und war 1890 verschwunden.

Die steigende Produktivität der Industrie einerseits, der Preisdruck in der Landwirtschaft infolge überseeischer Importe andererseits machten es letzterer nach und nach unmöglich, auch nur für die Erntezeit höhere Löhne als in der Industrie zu zahlen. In ersterer wurde daher das stabile – nur konjunkturbedingt eingeschränkte – Beschäftigungsverhältnis die Norm, die Landwirtschaft griff zur Deckung der Saisonspitze auf ausländische Arbeitskräfte zurück.

G. R. Boyer und T. J. Halton (*Regional Labour Market Integration in England and Wales, 1850–1913*) prüfen das Ausmaß der Arbeitsmarktintegration in England. Nach umfangreichen statistischen Arbeiten kommen sie zu dem Ergebnis, daß sich Unterschiede nach der Qualifikation ergeben. So zeigte sich tatsächlich ein Rückgang der Lohndifferentiale für Tischler, nicht jedoch für landwirtschaftliche Hilfsarbeiter. Freilich scheint das eine spezifische englische Entwicklung gewesen zu sein, denn vor allem in den USA und Preußen, aber auch in Frankreich sank auch für solche Arbeitskräfte der Variationskoeffizient im Untersuchungszeitraum.

R. C. Allen (*Real Income in the English-Speaking World 1879–1913*) stellt die Frage, ob die Wanderungsströme in der angelsächsischen Welt zu einer Arbeitsmarktintegration, also einer Angleichung des Lohnniveaus

geführt haben. Hierbei zeigt sich, daß das in keiner Weise der Fall ist, sondern daß die Löhne in hohem Maße durch das BIP bzw. durch die gesellschaftlichen Vorstellungen über Einkommensverteilung bestimmt wurden. Nicht einmal die Wanderungsströme von Kanada nach den USA näherten die Löhne einander an.

K. O'Rourke (*Did Labour Flow Uphill?*) kommt zu durchaus entgegengesetzten Resultaten. Er geht von der interessanten Feststellung aus, daß die irischen Reallöhne spätestens seit der Jahrhundertwende den englischen gleichgekommen seien, wenn sie diese nicht sogar übertroffen hätten. Lediglich eine permanent hohe Arbeitslosigkeit in Irland könne als Wanderungsanreiz verstanden werden. Der Autor prüft noch einige Erklärungsmöglichkeiten, wie etwa die Altersstruktur der Wanderer – die älteren Nichtwanderer beziehen hohe Löhne – die ihn selbst nicht überzeugen. So verbleibt ihm nur der Wunsch nach weiteren – desaggregierten – Studien.

Bedenkt man, daß noch 1950 das irische Pro-Kopf-Einkommen kaum die Hälfte des englischen erreichte und auch heute noch deutlich darunter liegt, daß ferner die irische Republik seit den späten sechziger Jahren eine – erfolgreiche – Ansiedlungspolitik für ausländische Investoren mit dem Argument der niedrigen Lohnkosten betreibt, hinterläßt dieser Beitrag einen recht verblüfften Leser.

J. L. Rosenbloom und W. A. Sundstrom (*The Decline in Hours of Working in US Labour Markets 1890–1903*) beschäftigen sich mit dem Rückgang der Normalarbeitszeit in den USA, welcher schon am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte. Die Autoren stellen fest, daß dieser Rückgang nicht einfach als eine Bewegung auf der rückwärtsgeneigten Arbeitsangebotskurve verstanden werden kann, sondern durch einen *Ratchet-Effekt* charakterisiert ist. Lohnrückgänge führen nicht wieder zur Erhöhung der Normalarbeitszeit.

J. A. James (*Job Tenure in the Gilded Age*) stellt aufgrund zeitgenössischer Daten fest, daß die Arbeitsverhältnisse in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weit stabiler waren, als die amerikanische Literatur bisher angenommen hatte. Zwar kam die durchschnittliche Dauer der Beschäftigungsverhältnisse nicht an die Gegenwart heran, zeigt jedoch keinen grundlegend anderen Charakter. M. Mackinnon geht dieser Frage anhand von Daten der kanadischen Eisenbahnverwaltung zwischen 1903 und 1939 nach (*The Great War and the Canadian Labour Market*).

D. Corbett (*Wage Woes in Weimar?*) liefert einen Beitrag zu der Diskussion darüber, ob das institutionell bestimmte, starke Ansteigen der Reallöhne (staatliche Lohnschlichtung) in der Weimarer Republik die stets relativ hohe Arbeitslosigkeit durch *profit squeeze* und damit ein Absinken der Investitionsquote verursacht habe, entsprechend der These, wonach im Gefolge von Hitlers Macht ergreifung die Lohnzurückhaltung eine wichtige Ursache für die damalige Wachstumsbeschleunigung gewesen sei.

Corbett verwendet einen neoklassischen wie einen keynesianischen Ansatz. Ersterer basiert auf einer Cobb-Douglas-Produktionsfunktion und leitet die Arbeitskräftenachfrage von Kapital, Reallöhnen und Inputpreisen ab, letzterer zusätzlich von den Produktionserwartungen. In beiden Fällen liefert die Lohnvariable negative Vorzeichen. Ein unter diesen Aspekten konstruiertes Simulationsmodell liefert überzeugende Ergebnisse.

Dies ist ein interessanter Beitrag zu einer Diskussion, die auch für Österreich von einiger Relevanz ist, da es auch hier nach 1918 zu einer ähnlichen Änderung der Einkommensverteilung gekommen sein dürfte wie in Deutschland. Es handelt sich um einen Problembereich, der bis heute noch überhaupt nicht erforscht wurde.

Abschließend beschäftigen sich W. Whatley und G. Wright (*Race, Human Capital and Labour Markets in American History*) damit, wie die Marktkräfte die Situation der Schwarzen auf den amerikanischen Arbeitsmärkten bestimmten. Das interessante Resultat zeigt, daß diese unter Umständen die Segregation noch verstärkten, also ihre Effekte allein sicherlich nicht zur Beseitigung der Diskriminierung führten.

D. Green (*Bridging the Gap between Labour Economics and Economic History*) bemüht sich, anhand der Beiträge dieses Bandes die Position der historischen Arbeitsmarktforschung zur Arbeitsökonomie zu umreißen. Es entspricht dem Stand der gegenwärtigen, theoretischen Diskus-

sion, daß der Beitrag der Wirtschaftshistoriker in der Erforschung der institutionellen Gegebenheiten der Arbeitsmärkte in den verschiedenen Perioden besteht, sowie der Determinanten ihrer Änderung.

Die heutigen Institutionen weisen Prägungen der Vergangenheit auf. Ihr Wandel erfolgt keineswegs linear im Sinne größerer Effizienz, worauf manche Beiträge hinweisen. Auch unter diesen Bedingungen ergeben sich jedoch Marktgleichgewichte, die freilich nur verstanden werden können, wenn man die Entstehung der Institutionen kennt. Ohne Zweifel präsentiert dieser Sammelband eine Fülle von Beiträgen, welche diesem Zweck in ausgezeichneter Weise dienen.

Felix Butschek